

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 13

Artikel: 3 Kioske am See [Fortsetzung]
Autor: Brockhoff, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

6. Fortsetzung

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

Wohin gerät Robbi?

Um 12 Uhr 15 war die Schule aus. Um 12 Uhr 15 hing der Himmel voll schwarzer bedrohlicher Wolken. Schwer lagerten sie über der Stadt, als wollten sie die Münstertürme eindrücken. Die Knaben, die aus der Schule herausrudelten, kümmerten sich wenig um das Wetter. Sie träbelten auf der Gasse herum, riefen sich «hö du!» zu, stießen mit dem Fuß grob gegen einen Mistkübel, der seinen dreckigen Inhalt über das Pflaster goß, und zogen weiter, nach Hause, zum Mittagessen. Der Furrer-Rudi mit seinem runden Appenzellerkopf und seinen kurzen, stacheligen Haaren, ruft dem Freund Robbi noch «Salü» zu, ehe er pfeifend um die Ecke verschwindet. Mißtrauisch mustert Robbi Zerkinden den düsteren Himmel — er gefällt ihm keineswegs. Ein Velo besitzt er nicht, darüber hat er sich schon zünftig gefuchst, — und den Mantel wollte er am Morgen nicht mitnehmen, obwohl der Herr Meyrat darauf bestanden hat. Aber Robbi wußte schon, daß er dem Herrn Meyrat gewachsen war. Jetzt rächt sich sein Uebermut. Robbi mault vor sich hin, während er weiterläuft. In der Seestraße fährt das Tram, aber es lohnt sich nicht recht, und Robbi möchte seinen «Zwanzigerli» lieber für die Fondant-Creme-Stangen behalten. Während er immer schneller läuft, fallen die ersten Tropfen. Sie sind dick und schwerfällig, und Robbi denkt, wenn es nicht schlimmer kommt, dann pfeift er auf den Regen.

Nur wie der Karli auf seinem neuen Velo an ihm vorbeirast und «Tschau, Robbi» brüllt, fühlt er eine kleine Wut und schlägt den Kragen hoch. Die Tropfen werden dichter und dichter, die Leute auf der Straße öffnen die Regenschirme. Aus den Restaurants dringt der Geruch von Rösti und Klöpfer. Robbi verspürt Hunger, und außerdem wird es immer dunkler. Alles ist wie mit Tüchern zugehangen. Die Seestraße sieht ganz anders aus.

Gerade will Robbi auf die andere Seite gehen, als ein großes, schwarzlackiertes Auto dicht neben ihm hält. Es bremst so heftig, daß der Junge zur Seite springt und irgend etwas wie «Gottverdori» murmelt. Ein Herr öffnet den Schwelger und ruft einige Worte zu Robbi hin. Der blickt bewundernd auf die schnittige Limousine hin, Acht-Zylinder, stellt der Knabe sofort fest, ein glatter Wagen!

«Weißt du, wie ich an die Uetlibergstraße komme?» fragt der Herr, der seinen Hut tief in die Stirn gezogen hat. Er spricht ein sonderbares Schriftdeutsch. Mit viel Umständlichkeit erklärt Robbi, wie man da hingelange, und trippelt dabei auf und ab. Der Herr versteht nicht sehr gut, es regnet mit ungeheurer Heftigkeit, fett klatschen die Tropfen auf den schwarzglänzenden Asphalt und rollen über Robbis Kragen kalt in den Hals.

«Steig doch rasch ein!» sagt der Herr einladend. «Du wirst ja ganz naß. In ein paar Minuten bin ich wieder zurück. Wo soll ich dich absetzen?»

Robbi zögert. Der Regen rauscht in schweren Wasserfällen über die Dächer, am Trottoirrand stauen sich die abgerissenen Blätter zu einem schmutzigen Hügel.

Dann sagt der Knabe: «Ja, mir ist's gleich, am Ende der Seestraße, wenn Sie wollen so gut sein», und steigt ein, mit einem etwas schlechten Gewissen. Er denkt wieder an den Gummimantel, den ihm Herr Meyrat am Morgen mitgeben wollte.

«Nach rechts!» ruft Robbi, und der Wagen fährt rasch, geräuschlos und sicher durch die triefenden Straßen. Der Regen peitscht gegen das Fensterglas, und der Scheibenwischer hat alle Mühe, die Sicht freizuhalten. Wenn der Wagen bremst, hört Robbi das Rauschen des Regens, das immer stärker zu werden scheint. Man sieht nichts

vom See, man sieht kaum die Straße, die Welt ertrinkt in diesem Septemberregen, der die Blätter auf die Straßen wirft und sie in wilde Haufen zusammenschwemmt.

«Gerade aus!» kommandiert Robbi, und das Automobil gleitet über eine Brücke. Man ist schon ziemlich draußen. Allmählich zerbröckeln die Häuserreihen.

«Geht es noch lange?» fragt der Knabe.

Der Herr lächelt freundlich und schüttelt den Kopf. «Ich habe nur ganz kurz dort zu tun, dann setz' ich dich zu Hause ab», antwortet er, und Robbi studiert, ob das ein Welscher oder ein Tessiner ist, aber er kommt zu keinem Ergebnis. Er dehnt sich behaglich in seinem Sitz. Aber jetzt hören schon die Häuser auf ... warum fährt denn der Mann so weit hinaus?

In diesem Augenblick sieht Robbi gerade noch ein Schild «Kolbenhofstraße». Er dreht sich heftig zur Seite, dann spürt er ein Taschentuch, das mit unwiderstehlicher Gewalt über sein Gesicht gepreßt wird, über den Mund, über die Nase, er will schreien, er strampelt mit den Beinen, er schlägt mit den Fäusten um sich und tut sich an der Hand weh. Aber das spürt er kaum noch. Er riecht einen durchdringlichen süßen Geruch, der unerträglich stark wird und glaubt dann, er sei in einem Boot, und es schaukele heftig ... doch da ist auch noch der Geruch, wie in der Konfiserie, nur viel stärker, das Boot schwankt so sonderbar, daß man die Augen schließen muß, denn es wird einem ganz schwindlig. So süß hat es nie gerochen, nein, zu süß, und Robbi macht noch einmal eine schwache Bewegung der Abwehr. Aber seine Hände sinken bereits langsam herunter, und er weiß nun nichts mehr — oder vielmehr er weiß nun, daß es ganz bestimmt ein sehr, sehr großes weißes Segelboot sein muß und strahlende Sonne, und daß Herr Meyrat mit einem großen Gummimantel neben ihm steht — oder ist es ein Segel? Ja, schwarze Segel können es auch sein, schwarze, schwankende Segel und ein Boot, das riesig ist und ganz rasch fährt, saust, rast, in einen immer größeren Strudel hinein, einen runden, saugenden Strudel, so daß man schreien möchte. Aber man kann nicht schreien, denn man weiß nichts mehr. Man weiß nichts mehr von einem schwarzen, glänzend lackierten Auto, von dem strömenden Regen, der die Stadt einhüllt, von einer lautlosen Fahrt, bis der Wagen unter einem schützenden Dach verschwindet, während draußen endlos dunkle Wolkenmauern fest und düster über der Stadt hängen, als wollte ihr peitschender Regen die Straßen davonspülen, und als wollte er den See zum Ueberfließen bringen, dessen Ufer sich endgültig hinter der strömenden Wand verbergen.

Dialog ohne Hoffnung.

Der Regen hatte Gaston Meyrat aufgehalten. Drei-mal mußte er sich unterstellen, um nicht ganz durchweicht zu werden. Er würde zu spät kommen. Als er endlich die Haustür öffnete, begegnete er dem Hausmädchen Elsbeth.

«Essen wir schon?» fragte er, während er seinen durch-nästen Gummimantel in die Garderobe hängte.

«Nein», antwortete das Mädchen, «Robbi ist noch nicht zurück. Wer weiß, wo der sich wieder herumtreibt. Bei diesem Wetter! Und den Mantel hat er auch nicht mitgenommen. Wirklich, der Junge folgt gar nicht mehr. Frau Zerkinden ist im Terrassenzimmer.»

Gaston stieg die Treppe zu den Schlafzimmern hinauf. «Vielleicht wird Robbi warten wollen, bis der Regen etwas nachläßt», meinte er. «Rufen Sie mich bitte, wenn er kommt und das Essen serviert wird.»

Er ging zuerst in Robbis Zimmer. Nein, der Bub war noch nicht zurückgekommen. Das Zimmer befand sich in so offenkundiger Ordnung, daß Gaston sofort erkannte: Robbi ist noch nicht da.

Es klopfte, und das Mädchen Elsbeth trat ein. «Es ist serviert, Herr Meyrat. Robbi scheint sich wieder einmal verspätet zu haben. Frau Zerkinden hat sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Sie werden ganz allein speisen.» Das Mädchen lachte und lief eilig wieder hinunter.

Gaston hörte die unruhigen, nervösen Schritte Inas, als er an ihrem Zimmer vorbeikam. Einen Augenblick blieb er stehen. Was ging da nur wieder vor? Wieso aß man ohne Robbi? Er nahm sich vor, nachher sofort mit Ina zu sprechen. Mein Gott, jeden Tag gab es neue Ueberraschungen!

Nach dem Mittagessen pochte Gaston an Inas Tür. Es dauerte lange, bis ihre verschleierte Stimme ein leises Herein rief. Gaston erkannte sofort, daß Ina geweint hatte. Sie lehnte auf dem kleinen roten Recamier-Sofa und stieß hastig Rauchwolken in die Luft. Von so unwahrscheinlicher Blässe war ihr Gesicht, daß Gaston ein heftiges, beinahe körperliches Mitleid in sich wachsen spürte. Er mußte ihr helfen. Eines Tages würde diese übermenschliche Beherrschtheit zusammenbrechen, mit der sie sich während der letzten Wochen aufrecht zwang.

Gaston wartete eine kleine Weile. Dann fragte er: «Warum ist Robbi nicht nach Hause gekommen?»

Frau Zerkinden gab keine Antwort. Sie hielt die Augen geschlossen und ließ den Kopf zurückfallen. Sie hat mich nicht verstanden, dachte Gaston, sie hört gar nicht, was ich sage.

«Frau Zerkinden», rief er lauter. «Robbi ist nicht nach Hause gekommen. Die Schulmappe fehlt auf dem Pult.»

Da Ina nun die Augen öffnete, hatte Gaston das Gefühl, sie blicke durch ihn hindurch. Und dann wiederholte sie mit einer seltsam tonlosen Stimme: «Robbi ist nicht nach Hause gekommen.»

«Haben Sie ... sich denn nicht erkundigt, wo er geblieben sein kann?» fragte Gaston beschwörend. Aber die Frau schüttelte nur müde den Kopf, und Gaston hatte das deutliche Gefühl, als sei sie ganz weit fort von ihm, an irgendeinem Ort, wo kein Ruf sie erreichte.

«Aber um Gottes willen», rief Gaston sehr laut, «man muß doch etwas tun. Ich werde sofort die Polizei verständigen. So wachen Sie doch auf, Frau Zerkinden!», und Gaston fühlte sich versucht, die Frau auf dem Sofa aufzurütteln.

«Nein», sagte sie mit einer schwachen Handbewegung. «Niemand benachrichtigen! Er wird schon wiederkommen. Ich weiß, daß er wiederkommt. Aber man darf nicht drängen.»

«Aber ihm kann doch etwas zustoßen, Frau Zerkinden», sagte Gaston, vor Aufregung zitternd. «Ich verstehe Sie nicht, das darf man doch nicht so leicht nehmen.» Aber als er sie ansah, wußte er, daß sie es nicht leicht nahm. Hilflos lehnte sie in ihrem Sofa. Ihr Blick war ins Wesenlose gerichtet. Sie versteht es gar nicht mehr, dachte Gaston, sie ist ja ganz zerstört, teilnahmslos und krank! Man muß ihr helfen, dachte Gaston. Aber wie? Warum will sie die Polizei nicht verständigt haben? Und noch einmal versuchte er, sie zu überreden. Sie aber schüttelte den Kopf, und der Blick, mit dem sie Gaston ansah, war so erfüllt von Angst und Bitterkeit, daß er nachgab, obwohl er wußte, daß er es nicht hätte tun dürfen.

Man muß mit ihr sprechen wie mit einem kranken Kind, dachte Gaston. Laut sagte er: «Wir wollen keine Angst haben, wir werden Robbi wiederfinden.»

(Fortsetzung Seite 396)

Frau Zerkinden antwortete nichts. Sie blickte nur zur Decke, und ihre großen blauen Augen standen voll Tränen. Sie gab sich keine Mühe, ihren Schmerz vor dem Mann zu verbergen. Langsam flossen die Tränen über ihr weißes Gesicht, und sie hatte noch nicht einmal die Kraft, die Hände zu den Augen zu heben. Sie weinte ein lautloses, erschütterndes Weinen. Ihre Schultern zuckten, sie wollte etwas sagen, aber ihr Mund blieb verschlossen.

«Ina», flüsterte der Mann und beugte sich zu ihr herab, «weinen Sie nicht, bitte weinen Sie nicht. Ich liebe Sie doch...»

Er wußte nicht, ob sie es verstanden hatte, so leise hatte er gesprochen. Aber als er ihr unendlich behutsam übers Haar strich, wehrte sie ihm nicht.

Protokoll

des Kriminalassistenten Lüthy vom 7. September über die Kiosksbrände am Stauffacherplatz und am Mythenquai.

Am Abend des 6. September, dreiviertel 11 Uhr, wurde der Feuerwache gemeldet, daß der Kiosk am Stauffacherplatz in hellen Flammen stehe. Da wenige Minuten später auch eine Feuermeldung von einem Kiosk am Mythenquai einlief und man annehmen mußte, daß es sich bei beiden Bränden um eine Brandstiftung handelt, wurde die Polizei verständigt, die unter der Leitung von Kriminalkommissar Wienerer kurz nach 11 Uhr an der Brandstelle Stauffacherplatz eintraf; gleichzeitig begab sich Wachtmeister Goesch mit drei Beamten an die Brandstelle am Mythenquai.

Zwar konnten beide Brände in kurzer Zeit gelöscht werden, doch sind die Kioske fast völlig ausgebrannt. (Die Kioske bestanden aus leichtem Holz und enthielten nur leichtentzündliche Sachen.) Die Ursachen der Brände waren nicht mehr zu erkennen. Jedoch ist eine Selbstentzündung ausgeschlossen. Beide Kioske gehören der Zigarrenfabrik «Makedonia A.-G.», die sie weiter verpachtet hatte, den am Stauffacherplatz an eine Frau Rosa Beck, Morgartenstraße 19, den am Mythenquai an eine Frau Olga Scheuchzer, Schulhausstraße 5. Die Pächterinnen trafen während des Brandes auf den Brandstellen ein, beide gaben an, keinerlei feuergefährliche oder explosive Stoffe in den Kiosken aufbewahrt zu haben.

Damit sind innerhalb von vierzehn Tagen sämtliche Kioske, die der «Makedonia A.-G.» gehören, einem Attentat zum Opfer gefallen. Denn zweifellos stehen die beiden Brände in Verbindung mit der Explosion des Kioskes an der Seestraße. Ob der Mord an der dritten Kioskpächterin, Johanna Beurer, in Zusammenhang mit den Attentaten steht, konnte noch nicht ermittelt werden, da über dem Fall Johanna Beurer noch völliges Dunkel liegt, zumal der Bruder der Ermordeten, Emil Beurer, gegen den ein Haftbefehl erlassen ist, noch nicht gefunden werden konnte. Die Unterredung mit den Direktoren der «Makedonia A. G.», den Herren Loos und Xylander ergab keine Anhaltspunkte; die Möglichkeit, daß es sich um einen Racheakt eines früheren Angestellten gegen die Firma handelt, fällt nach Ansicht der beiden Herren fort. — Die Nachforschungen sind im Gange; doch haben sie bis jetzt noch kein Ergebnis zeitigt.

Abenteuer eines jungen Herrn in Polen.

Der Nachtschnellzug Prag—Bukarest hielt jäh an. Es dauerte eine geraume Weile, bis Herbert Hößlin merkte, daß er sich in dem überfüllten Abteil eines polnischen Zuges befand, der jetzt auf freier Strecke hielt. Vor den Fenstern kündigte sich die fahle Helligkeit des heraufdämmernden Morgens an, der langsam über die endlose Ebene emporstieg. Herbert gähnte und verwünschte zum drittenmal diese überstürzte Reise, zu der er sich vor zwei Tagen plötzlich entschlossen hatte. Die Schuld daran trug eigentlich Trudi. Sie hatte eine Menge teils mehr teils weniger begründeter Verdachtsmomente gegen Zagorski zusammengetragen und schließlich in Herbert die Überzeugung wach werden lassen, daß der harmlos aussehende, geschwätzierte Schriftsteller zu dieser Kette von rätselhaften Vorgängen, die Herbert die beiden letzten Wochen unaufhörlich beschäftigten, in irgend einer Beziehung stand.

Mit einem unmerklichen Ruck setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Herbert fühlte sich ganz wach. Neugierig betrachtete er die Gesichter seiner Mitreisenden. Die elegante Dame gegenüber hatte im Schlaf viel von ihrer Eleganz eingebüßt. In der anderen Ecke schnarchte ein dicker Großkaufmann aus Rzeszów. Mit einem Blick auf die Uhr stellte Herbert fest, daß sich das Einschlafen nicht mehr lohnte. In einer Stunde würde diese Fahrt in Krakau endlich aufhören.

Herbert zog einen Notizblock aus der Tasche und beschloß nachzudenken. Das Beste war, man ordnete die Fakten systematisch:

Punkt 1. Der Kiosk von Fräulein Beurer. Damit hat es angefangen. Am dem Abend, an dem er mit Gaston und Trudi im Café «Select» gesessen hatte, war die Explosion erfolgt und an diesem Abend hatte Herbert angefangen, der Polizei etwas zu verheimlichen. Und zwar handelte es sich um

Punkt 2, das Bruchstück einer grünen Ampulle. Hier hegte Herbert einige Vermutungen, die noch unbewiesen waren, als daß er sie dem Papier anvertrauen wollte. Fest stand nur, daß die Ampulle mit dem Attentat auf den Kiosk in Zusammenhang stand. Freilich — Herbert ließ für einen Moment den Bleistift sinken, — ob der Urheber der Explosion einen Angriff gegen die später auf sonderbare Weise ums Leben gekommene Johanna Beurer beabsichtigt hatte, stand für Herbert keineswegs so fest, wie für die Polizei. Es konnte nämlich sein, daß hier zwei Ereignisse miteinander in Berührung kamen, die ganz verschiedenen Kreisen zuzuordnen waren.

Der Glaube

Die Menschen glauben, ihre Kraft
Liege in den starken Armen,
In Händen, die verlangend sich gebärden,
Ueber Länder, Städte, blüh'nde Farmen
Und über weite Meere Herr zu fein.
Die Menschen glauben, ihre Kraft
Liege in den großen Worten,
Die dröhnend über eine Welt hinhallen,
Wahnwitzig rütteln an verschloffen Pforten
Und ihre Gier nach Macht ins Grenzenlose schrei'n.

Und doch ging Einer über diese Erde,
Seine Hände formten sich zum Beten,
Aus feinen Worten, Licht verkündend,
Gnadenspurens reiner Liebe wehten,
In seinem Schauen ruhte, wie ein still Geleit,
Ein Glaube — wunderbar und tief bereit. —

Hedwig Wanner



Punkt 3, und das war der letzte Punkt, weswegen Herbert jetzt in dieser schmutzigen Eisenbahn saß: Die Sache mit den polnischen Briefmarken. Die Nachricht, die unter ihnen auf einem Briefumschlag an Herrn Zagorski gestanden hatte, hieß: «Vorsicht! Stopp! Beschleunigt nicht zu sehr. Allgemeines Gefühl: Sache geht in die Luft. Grüne Maschen enger geworden. 10 100.» Herbert fuhr sich mit dem Bleistift durch die Haare; was die Sätze bedeuten sollten, wußte er immer noch nicht. Was sollte da nicht in die Luft gehen? Hing das mit der Explosion zusammen? Was hieß 10 100? Herbert dachte wieder daran, daß die Explosion um zehn Minuten nach zehn erfolgt war. Dann hätte also jemand in Polen gewußt, daß in der Seestraße um zehn Minuten ab zehn... der Gedanke schien zu absurd. Das Schlimmste waren die grünen Maschen. Ließ sich da nicht irgend eine Verbindung herstellen zu dem grünen Ampullenstückchen? Wenn Herbert «grün» dachte, drängte sich ein neuer, jüngerer Eindruck vor das Grün der Ampulle. Herbert nahm sich zusammen und dachte scharf nach. Es gelang ihm. Er hörte wieder den harten Ton, mit dem ihn der Zollbeamte in dieser gottverlassenen polnisch-tschechischen Grenzstation Zebidowice geweckt hatte, er sah noch die Hand, die rücksichtslos den Koffer aufriß und ihn gierig nach verzollbaren Gegenständen durchwühlte. Grün war die Uniform dieses Zollbeamten mit dem Schnauz gewesen, ein schmutziges, unfreundliches Grün. Herbert schüttelte den Kopf. In was für Spekulationen verlor er sich da?

Punkt 4, erregendster und traurigster Punkt; der Tod Johanna Beurers. Hier gab es nur Unklarheit, Verwirrung und Lüge. Gelogen hatte Zagorski, als er sagte, er sei an jenem Abend im Kino gewesen — dabei hatte

ihn der Page Bernd mit einem kleinen dicken Herrn in Tiefenbrunnen gesehen. Gelogen hatte Gaston Meyrat, als er sagte, er kenne die Kioskbefitzerin nicht, — dabei hatte er, wie sich einwandfrei feststellen ließ, mehr als zwei Jahre bei Fräulein Beurer in Untermiete gewohnt. Außerdem existierte da noch ein Haftbefehl gegen einen gewissen Emil Beurer, vermutlich den Mann, der an dem fraglichen Abend Johanna Beurer als letzter besucht hatte. Und es existierte noch eine Perle, auf dem Boden des Kiosks entdeckt, und offenkundig der Ermordeten zugehörig.

Punkt 5 war eigentlich kein Punkt. Denn ob Frau Ina Zerkinden in dieses Netz mit hineinverwoben war, schien sehr fraglich. Immerhin gehörte sie zum Lebenskreis Gaston Meyrats. Seltsamerweise kannte sie auch Herrn Xylander. Bei der Unterredung im Rami-Pavillon hatte Herbert sie zum erstenmal gesehen. Damals ging es um irgendwelche Päckchen, die sie nicht mehr geschickt haben wollte. Dann noch die seltsame Sache mit dem Grammophon, das sie gegen ihre Gewohnheit plötzlich verschlossen hatte, auf dem der kleine Robbi ungefähr zehn Tage lang nicht spielen durfte. Und warum hatte sie behauptet, sie kaufe ihre Platten bei Kramer, wo doch auf jedem Etikett das kleine Schildchen «Zug & Co.» klebte.

Punkt 6: Der Brand der Kioske am Stauffacherplatz und am Mythenquai. Herbert mußte sich zugeben, daß er damit überhaupt nichts anfangen konnte. Dabei war eigentlich der Brand der Kioske der letzte Anlaß zu dieser überstürzten Polenreise gewesen. Denn eine halbe Stunde bevor am Stauffacherplatz und am Mythenquai die Flammen hochschlugen, hatte sich Wacław Zagorski im Hause Xylander entfernt. In aller Frühe hatte Trudi am nächsten Morgen angetelephoniert, davon berichtet und ihn zu dieser Reise gehetzt, die nun Gott sei Dank, ihrem Ende zuzuging. Der Zug verlangsamte seine Fahrt, enger liefen die Geleise zusammen, Schilder mit unverständlichen Namen tauchten auf. Herbert las «Kraków», er war am Ziel.

Der Bahnhof von Krakau liegt schon in Rußland. Er ist der Inbegriff von Schmutz. Es gibt keinen eigentlichen Bahnsteig, die Lokomotive fährt sozusagen vor dem Wartesaal vor, und wenn man ein paar Steinfliesen von höchst unbestimmter Farbe überquert hat, steht man auf einem Riesenplatz, der von unzähligen Kutschen bevölkert ist, die gierig ihrer Opfer harren. Herbert nahm sein Kofferchen, verjagte drei Gepäckträger, zwei Kutscher, vier Bettler und steuerte dem «Hotel Polski» zu. Der Portier sprach ein seltsam singendes Deutsch und mit den Händen. In dem gelblichen Licht des frühen Morgens sah der rote Plüsch der Sessel noch trostloser aus.

Das kleine muffige Zimmer, das man Herbert anwies, war so dunkel, daß er ohne Mühe sofort einschlief. So müde war er, daß es dem Portier, der verabredungsgemäß um 12 Uhr an die Türe klopfte, schwer fiel, ihn aufzuwecken. Auf dem holprigen Pflaster der Straßen rüttelten die altmodischen Fuhrwerke mit betäubendem Lärm. An den Ecken standen zerlumpte Knaben, die einen Pack Zeitungen in der Hand hielten und mit gellender Stimme «Kurjer Codzienny» schrien. Auf den Straßen trieben sich so viel Menschen herum, daß Herbert glaubte, es sei etwas los; aber es war gar nichts los. Man ging nur seinen täglichen Geschäften nach. Winzige Läden breitete sich engbrüstig an den Straßen aus, die Fenster waren vollgestopft mit Waren, als hätten die Kaufleute ihren ganzen Bestand in die Auslage getan. Fast in allen Läden konnte man alles kaufen, grüne Filzpantoffeln lagen zwischen Heiligenbildern. Sardinienbüchsen zwischen Dublee-Ohringen, und neben einem Restposten von Scheuerbesen verstaubte ein Pfund Pralinen.

Durch die schwatzende, lachende, handelnde Menge drängten sich Rudel von Studenten. Auf dem Kopf trugen sie schmutzig-grüne Samtmützen mit gestickten Buchstaben, und unter dem Arm leitzterfetzte Bücher, die ein Lederriemen zusammenhielt. Sie sahen etwas eleganter aus als die übrigen Bevölkerungsteile und fühlten sich als die Creme der Gesellschaft. Von ihren bewundernden Blicken verfolgt, wiegen sich übertrieben elegant gekleidete Damen, deren Kriegsbemalung in Farben prangte, wie sie Herbert zu Hause selten gesehen hatte. Die Damen bevorzugten violette Lippen und blaue Augendeckel. Die Bemalung wuchs proportional mit dem Alter ihrer Trägerinnen.

Überrascht blieb Herbert stehen. Die enge Straße öffnete sich zu einem weiten Platz, in dessen Mitte ein langes, flaches Gebäude stand. Zahllose Stände drängten sich an seinem Fuß zusammen. Das war der Markt oder der «Ring», wie er in der Straße des Ostens hieß. Und als Herbert seinen Blick hob, ragten vor ihm die beiden schlanken Türme der uralten Marienkirche auf, deren Inneres den berühmten Altar des Meisters Veit

(Fortsetzung Seite 399)

Copyright



CHOCOLAT
FRIGOR
F. L. Cailler

Frigor ist immer gut – aber *jetzt* am besten



Ein neues Kleid

Dazu gehört ein Jdewe-Strumpf! Ein reiches Sortiment herrlichster Modeltöne wird Ihnen die Wahl erleichtern.

Als einziger schweiz. Strumpfproduzent zwingt Jdewe seine Seide selbst. Durch ein Spezialverfahren entsteht eine Strumpfeide von bisher unerreichter Elastizität und Dauerhaftigkeit, die dem Jdewe-Strumpf jenen unvergleichlichen Mattglanz verleiht, der Sie auch nach mehrmaligem Waschen stets aufs neue entzücken wird.

Jdewe
Qualitätsstrümpfe

HERSTELLER: Die älteste Strumpf-Fabrik der Schweiz
J. Dürsteler & Co. A. G., Wetzikon-Zürich

Appenzeller Alpenbitter



*wärmt und
stärkt*

Allein echt durch Emil Ebnetter & Co.,
Appenzell, u. deren Wiederverkäufer

Stoß beherbergte. In der Ferne erhoben sich die massigen Türme des Wawel, jener berühmten Residenz, die vor Jahrhunderten den Glanz der polnischen Könige gesehen hatte und nun die sterblichen Ueberreste des Marschalls Pilsudski barg.

In Gedanken versunken schritt Herbert dem Restaurant zu. Beinahe hätte er seinen Hunger vergessen. Die «Restauracja Hawelka» erinnerte ihn zur rechten Zeit daran, daß ein berühmter Mann einmal gesagt hatte, man müsse die Speisen eines Landes kennen, um das Land zu kennen. Der Mann hatte recht, denn es gab fast ebensoviel Gänge auf der Speisekarte wie Menschen auf der Straße. Fast wäre Herbert in den Hors d'oeuvres hängen geblieben. Mit Mühe kämpfte er sich bis zum dritten Gang, Karp Zydowsky, durch, dann gab er auf und zog sein Notizbuch hervor, um seinen Tagesplan zu machen. Als der Kellner mit österreichischem Akzent um die Begleichung der Rechnung bat, legte Herbert eine 50 Zloty-Note auf den Tisch. Der Kellner lächelte verlegen und hielt sie gegen das Licht.

«Der Herr missen entschuldigen», erklärte er mit seinen harten «R» und den «ü», die wie «i» klangen, «der Herr missen entschuldigen. Es gibt hirr so vill Betrüger. Ich werde lassen prüfen die Notte.» Er fuhr sich verlegen über den glattpomadierten, blonden Schädel und verschwand in den Tiefen der «Hawelka». Aergerlich schüttelte Herbert den Kopf. Das könnte noch fehlen, daß man ihn beim Wechseln mit einer falschen Note hereingelegt hätte! Zum Glück erwies sich seine düstere Ahnung als unbegründet. Der Kellner brachte unter lauten Entschuldigungsrufen die «Notte» zurück und wechselte. Als Herbert für das Trinkgeld ein Silberstück zückte, holte der Kellner eine kleine Marmortafel aus seiner Tasche und ließ das Silber darauf fallen. Es klang echt.

Herbert besaß zwei Adressen. Wacław Zagorski, ul. Kosciuski 17 und Julek Sedlaczek, ul. sw. 63. Diese Adresse verdankte er Trudi. Sedlaczek spielte die Rolle eines Sekretärs in den Diensten Wacław Zagorskis, aber Trudi behauptete, er schreibe öfters von sich aus Briefe, und sei überhaupt selbständig und unabhängig von seinem Chef aufzusuchen.

Die Büroräume Herrn Zagorskis entsprachen keineswegs dem gepflegten Äußeren ihres Chefs. Sie versteckten sich in einem düsteren Hinterhaus, zu dem eine unwahrscheinlich schmutzige Einfahrt führte. Herbert besaß, wenn er sich's recht überlegte, keinen plausiblen Vorwand. Er wollte sich als alter Freund von Herrn Loos vorstellen — zur Not mußte man Gaston Meyrat bemühen, falls Zagorski zu neugierig wurde. Der Pole jedoch zeigte zunächst keinerlei Neugierde, sondern er erleichtete. Sein farbloses Gesicht über dem tadellosen Kragen und der viel zu roten Krawatte veränderte sich ins Gelbliche, während er dem Besucher einen Sessel her-

anzog. Herr Zagorski mimte etwas Freude über den unerwarteten Besuch aus den «westlichen Gefilden der Kultur», wie er Herbert dichterisch benannte, und fragte dann mit leiser Stimme, indem er sich vorsichtig umsah, ob Herbert eine Nachricht der beiden Herren für ihn hätte, eine vertrauliche Nachricht. Herbert verneinte bedauernd. Er habe keine offiziellen Aufträge der Fabrik; natürlich interessiere er sich sehr für die Arbeit Herrn Zagorskis, dessen Romane er übrigens alle, wenn auch in der leicht fehlerhaften deutschen Uebersetzung, mit Bewunderung gelesen habe. Wacław Zagorski reagierte merkwürdig. Er wurde weniger gelb und setzte ein gewinnendes Lächeln auf. Herbert spürte, daß der Mann

nichts mit ihm anfangen konnte; er läutete einem dienstbaren Geist. Ein Buchhalter oder jedenfalls ein untergeordnetes Wesen erschien, das dem fremden Herrn die Lagerräume zeigen sollte. Der fremde Herr interessierte sich durchaus nicht für die Lagerräume. Aber er ließ sich von dem Buchhalter Koszup gerne in den stickigen Kellerräumen herumführen, wenn man dabei etwas aus ihm herausholen konnte. Leider mußte Herbert wieder feststellen, daß Krakau eine polnische Stadt war, und nur ein geringer Teil ihrer Bevölkerung der deutschen Sprache mächtig. Doch als mehrere Geldstücke in der Dunkelheit den Weg zu Herrn Koszup gefunden hatten, erfuhr Herbert, daß Sedlaczek Julek ein unangenehmer Aufpasser, ein gefährlicher Streber und Schnüffler sei. Herr Koszup bezeichnete generell alle Menschen als «Betrüger», aber Sedlaczek schien ein besonders gut ausgebildetes Exemplar dieser Gattung zu sein. Ja, Koszup behauptete, daß dieser Kerl, der seine Nase in alles stecke, den Chef im Grunde beaufsichtige und mehr wisse, als diesem lieb sei.

Hier wurde Herbert aufmerksam und hörte genau zu. Zwar hielten sich die Ausführungen des Buchhalters unbestimmt, aber es ging daraus hervor, daß der Chef vor seinem Untergebenen sogar Angst zeigte. Herbert bedankte sich höflich bei seinem Cicerone für die aufschlußreiche Führung, und notierte sich für alle Fälle die Adresse des Buchhalters, der ihn jetzt wieder bei dem Chef absetzte. Als Herr Koszup ins Zimmer trat, standen drei Männer im Bureau, die erschreckt herumfahren, als die Tür ging. Ihr Gespräch verstummte sofort, dann erklärte Herr Zagorski etwas auf polnisch, bemerkte, zu Herbert gewandt, daß er mit den Wiederverkäufern noch einige Differenzen zu regeln habe, worauf das heftige, laute, mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit geführte Gespräch weiterlief. Herbert bedauerte heftig, daß er nie Polnisch gelernt hatte. Gelangweilt musterte er die drei Männer. Das sollten also Zigarrenwiederverkäufer sein, nun, sie rochen jedenfalls durchdringend nach Tabak, und sie rochen ununterbrochen. Als Herbert die Hände des Größten der drei betrachtete, stutzte er. Die Nägel wiesen tiefe schwarze Ränder auf, der Ballen war verhärtet, an zwei Fingern standen Hornhautschwielen. Das war die Hand eines Schlossers. Herbert fing an, nachdenklich zu werden. Er starrte auf die kahle fleckige Tapete, die an manchen Stellen abblätterte, er musterte den grellen Oeldruck, der als einziger Schmuck das Bureau verzierte. Ein Schlosser konnte natürlich seinen Beruf wechseln; in fremden Ländern mußte man bei der Klassifizierung der Menschen vorsichtig sein. Die zwei anderen hatten ebenfalls sehr verarbeitete Hände, Herbert hätte bei ihnen den Beruf nicht angeben können.

(Fortsetzung folgt)

A. M. UHLENKAMP Drei Jahre machen einen Mann

ROMAN

Ganzleinen mit mehrfarbigem Umschlag Fr. 5.80
Umfang 229 Seiten

Wie ein durch einschweres Schicksal erschütterter Mensch langsam zu innerer Reife und zu einer Aufgabe innerhalb seines Volkes erstarkt, das ist, weit über den krisenhaften, zeitgeschichtlichen Rahmen hinaus, das fesselnde Thema dieses bis in jede Zeile mit persönlichem Erlebnis gestalteten Buches. In das Schicksal eines Studenten greift ein junger, seelenkundiger Arzt, der ihm durch einen Blick in das Unbewußte seiner eigenen Seele einen äußeren Konflikt fruchtbar auflösen hilft und den jungen Mann aus nutzlosen Grübeleien ins tätige, für die Gemeinschaft verantwortliche Leben zurückzuführen hilft. Aus einem abgesplitterten Individualisten wird er zur Stütze des zusammenbrechenden Elternhauses. Ein Semester «Ausland», als Wanderlehrer auf ehemaligem Kriegsgebiet, erschließt ihm aufs neue auch das Herz für die Gefilde der Heimat, der er sich nach beendeten Studien schließlich als Jugenderrzieher und Seelsorger einer kleinen, gesunden Bauerngemeinde verpflichtet. Und die Liebe? — Sie blüht ihm endlich am Weg und reift ihn zum Mann.

Durch jede gute Buchhandlung
zu beziehen

Morgarten-Verlag A.G., Zürich




Die Grundlage
einer guten Gesundheit liegt meist in der regelmäßigen Lebensweise, gepaart mit einer zweckentsprechenden Ernährung. Wenn Sie fühlen, daß Ihre Kräfte nachlassen, wenn Sie übermüdet sind und keine richtige Arbeitslust empfinden, dann machen Sie einen Versuch mit FORSANOSE. Nehmen Sie von dieser vorzüglichen Kraftnahrung regelmäßig alle Tage ein bis zwei Tassen voll und Sie werden bald eine Besserung des Allgemeinbefindens feststellen. FORSANOSE ist außerordentlich bekömmlich, leicht verdaulich und verleidet nie. — Sie erhalten FORSANOSE in jeder Apotheke, die große Büchse zu Fr. 4.- und die kleine Büchse zu Fr. 2.20.

FORSANOSE
macht lebensfroh

FOFAG, pharmazeutische Werke, Zürich-Volketswil